## Die Rivalin.

Novellette von Robert Bracco.

Der Herr Rudolf Sturz, den ich nicht das Vergnügen hatte, zu kennen, bat mich brieflich um eine Unterredung. Er wünschte mit mir zu sprechen und von mir ein „künstlerisches Gutachten“ zu erlangen. In dem Briefe sagte er mir, daß er Deutscher sei, daß er aber Italien und unsere Literatur sehr liebe. (Seine Prosa war thatsächlich rein italienisch. Nicht ein grammatikalischer Fehler. Nicht ein falsch angewendetes Wort.) Und dann fügte er noch einige besondere Bemerkungen bei. Er lebte seit vielen Jahren in Italien, und seit einigen Monaten hatte er seinen Wohnsitz in eine Villa in die Nähe von Sorrent verlegt. Der Ton des Briefes war derart höflich und ergeben, daß ich nicht Nein zu sagen vermochte. Ich antwortete ihm und gab ihm ein Stelldichein in der Bier-Halle „Gambrinus“. Ich schrieb ihm, daß ich an dem und dem Tage, zu der und der Stunde bestimmt dort sein würde, und daß er nach mir blos irgend einen der Kellner zu fragen brauche.

* * *

Die Zusammenkunft verlief sehr gut. Es war nicht einmal nöthig, daß er nach mir fragte. Ich saß in der Bier-Halle „Gambrinus“ und sah einen mageren jungen Mann von mittlerer Statur eintreten, mit einfacher Eleganz gekleidet, sehr blond. Seine hellblauen Augen hatten fast keinen Blick, wie wenn sie aus Glas gewesen wären. Nichts desto weniger entnahm ich aus den Bewegungen des Kopfes, daß er sich umsah, um jemanden zu suchen. Und ehe er sich noch an einen Kellner wandte, näherte ich mich ihm, denn ich war ganz sicher, daß er der Herr Rudolf Sturz sei. Einige Minuten darauf saßen wir in einer Ecke des weniger besuchten Saales und sprachen in freundschaftlicher Weise über hundert Dinge. Ich war überrascht über die Gewandtheit, mit der er unsere Sprache beherrschte und interessirte mich für seine Anschauungen und seine Beobachtungen. Ohne Zweifel hatte ich es mit einem Mann von lebhaftem Geist und hoher Bildung zu thun. Der junge Mann bekundete die Empfänglichkeit eines eherlichen Künstlers. Er hatte die Seele Neapels erfaßt, wie kein anderer Fremder, mit dem ich in Fühlung getreten war, sie je zu erfassen verstanden hatte. Er beschränkte seine Bewunderung nicht ausschließlich auf die Zauber des Posilipp und des Vesuv, und er war nicht allzu entrüstet über die Herlumptheit, den Schmutz, den Straßenbettel, den betäubenden Lärm dieser Stadt. Er hatte bei der Betrachtung des Bettelvolkes und der Lumpen die freimüthige Genialität und die Gutmüthigkeit des neapolitanischen Charakters und jenen etwas schwermüthigen Orientalismus nicht übersehen, der die Resignation erleichert und der, aufmerksam betrachtet, in dem Beobachter den Widerwillen und den Ekel in Mitleid und Sympathie umwandelt. Er liebte diese orientalische Tendenz und erblickte darin eine richtige Vorstellung vom Leben. Der Ehrgeiz, die Eitelkeit, der Ruhm, der Fortschritt, die Civilisation hatten für ihn blos die Bedeutung einer leeren Täuschung, die er verabscheute. Allen seinen Erwägungen lag ein nicht grausamer, nicht bitterer, nicht schroffer Skeptizismus zu Grunde; ein Hauch von Septizismus, der fast milde war, genau so wie es der neapolitanische Skeptizismus ist: ohne Auflehnung, ohne Willenskraft, ohne Angst, ohne Kühnheit, ohne Haß, ohne Groll. Aus seinen Worten sprach oft eine unbestimmte Traurigkeit, die in mir die traurigsten Gedanken erweckte; aber wenn ich Fragen an ihn stellte, um das, was ich gehört, zu ergründen, dann flog er mit Unbefangenheit darüber hinweg, wie um anzudeuten, daß es nicht der Mühe werth sei.

Unser Gespräch währte schon länger als eine Stunde; da erinnere ich mich, daß er in seinem Briefe das Verlangen nach einem Rath oder nach einem künstlerischen Gutachten angedeutet hatte.

Es entstand eine Pause; und wir schlürften den Kaffee, der inzwischen kalt geworden war.

„Nun also“, fragte ich ihn plötzlich, „worüber wünschten Sie von mir ein künstlerisches Gutachten zu erlangen?“

„Ach ja,“ sagte er, der augenscheinlich gar nicht mehr an den Grund unserer Zusammenkunft gedacht hatte. „Es handelt sich um eine Dummheit. Ja, es thut mir sogar leid, Sie deshalb inkommodirt zu haben.“

„Aber bitte, bitte, sprechen Sie nur“.

„Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß ich Schriftsteller bin.“

„Nichtsdestoweniger habe ich sofort verstanden, daß Sie ein Künstler sind.“

„Künstler, das weiß ich nicht. Ich bin ein wenig Schriftsteller, wenn man denjenigen Schriftsteller nennen darf, der aus purem Vergnügen schreibt. Ich schreibe für mich, und ich mache meiner Frau Vorwürfe, wenn sie mir heimlich eines von meinen Geschreibseln nimmt und es an irgend eine Zeitung nach Berlin schickt.“

„Sie sind verheirathet?“

„Seit acht Jahren.“

„Sie haben sich sehr jung verheirathet.“

„Ja. Ich war erst 22 Jahre.“

„Und Ihre Frau ist eine Deutsche?“

„Eine Vollblutdeutsche. Es war ihr nicht möglich, auch nur ein Wort Italienisch zu lernen. Und eben deshalb habe ich da so eine Kleinigkeit in italienischer Sprache geschrieben, damit sie es nicht lesen kann.“

„Einen Roman?“

„Nein, einen Einakter: ein komisches Dingelchen, eine Farce. . .“

„Eine Farce?!“ rief ich aus, erstaunt darüber, daß all dieser Ernst, all diese kalte Traurigkeit eines nachdenklichen Fatalisten eine heitere Kunstform zu Tage fördern konnte.

Und er, dem mein Erstaunen nicht entgangen war, beeilte sich, zu erklären, daß er Humorist sei.

„Sei es in Prosa oder in Versen, ich schreibe immer humoristische Sachen. Wenn ich nicht humoristisch schriebe, würde es mir keinen Spaß machen.“

„Und der Titel Ihres Lustspiels?“

„Die Rivalin.“

„O, ja!“ sagte ich scherzend. „Dieser Titel ist mir verdächtig.“

„Und Sie haben auch vollkommen recht mit Ihrem Verdacht“, fügte er in einem Tone hinzu, der seine freudige Genugthuung über mein richtiges Erfassen zum Ausdruck brachte. „Es ist ein Lustspielchen, das durch eine wirkliche Begebenheit veranlaßt wurde, und „Die Rivalin“ ist in Wirklichkeit die Rivalin meiner Frau.“

„Donnerwetter“!

„Eben deshalb war es nothwendig, daß sie meine Arbeit nicht lesen durfte.“

„Ich verstehe.“

„Als ich das Stück schrieb, ersann ich während ich mit ihr darüber sprach, einen ganz andern Vorwurf. Sie ist überzeugt, daß ich eine einaktige Tragödie geschrieben habe.“

„Und sie glaubt sicher, daß der Grund, warum Sie es in italienischer Sprache geschrieben haben, der ist, daß Sie darauf rechnen, es in Italien aufführen zu lassen.“

„Ja, das glaubt sie in der That.“

„Und hegen Sie nicht wirklich ein wenig die Hoffnung, Ihre kleine Arbeit in Italien aufgeführt zu sehen?“

„Ich, ich leugne es nicht. Ich würde trachten, sie aufführen zu lassen, wenn Sie mir sagen würden, daß sie aufführbar ist. Sehen Sie, das ist das Gutachten, um das ich Sie bitten wollte. Aber, wohlgemerkt, ohne meinen Namen zu nennen. Ich würde gern meine Arbeit vor das Publikum bringen, blos so, aus einfacher Neugier. Oder besser aus demselben wohlthuenden Gefühl heraus, das ich empfand, als ich mich als Student im Karneval verkleidete und den Leuten, die ich kannte, und jenen, die ich nicht kannte, alles das sagte, was mir in den Sinn kam. Sie versicherten mir damals, daß ich eine geistvolle Maske sei. Alle bewunderten meinen Geist. Aber um nichts in der Welt würde ich mich demaskirt haben. Die Demaskirung würde mir als eine banale Eitelkeit erschienen sein.“

„Nun gut, dann sind wir also einverstanden. Ich werde Ihre Arbeit zu Hause aufmerksam lesen und Ihnen dann meine Ansicht darüber offen und ehrlich sagen oder schreiben.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr.“

Er zog unter seinem Jacket ein Manuskript hervor und überreichte es mir. Nachdem ich einen Blick auf das Personenverzeichniß geworfen, bemerkte ich, um ihm zu beweisen, wie sehr es mir daran gelegen sei, ihm gefällig zu sein: „Ja, wie? Nur eine Damenrolle?“

„Ja“, bestätigte er. „Die Rolle der Gattin.“

„Und diese Gattin ist in der Wirklichkeit die Ihre. . .?“

„Natürlich.“

„Und die Rivalin sieht man nicht?“

„O nein! Die sieht man nicht. Das wäre ja eine unbequeme Unvorsichtigkeit, das Automobil auf die Bühne zu bringen!“

„Das Automobil?“

„Die Rivalin meiner Frau, lieber Herr, ist das Automobil, das ich besitze. Ich weiß nicht, ob Sie das Automobil als etwas Weibliches oder als etwas Männliches ansehen. Für mich ist es ein weibliches Wesen.“

Er sagte das, ohne zu lächeln.

„Sie scherzen. . .“ wagte ich einzuwerfen.

Er aber erklärte mir, indem er mit großem Ernst fortfuhr und sich augenscheinlich Mühe gab, die Worte zu wählen: „In dem Lustspiel ist diese Rivalität ein Scherz des Autors: Es ist ein lächerliches Ereigniß, über das das Publikum, wenn ich mich nicht irre, lachen wird. Aber in der Wirklichkeit ist es ein sehr ernster Fall.“

„Nicht möglich!“

„Ja, ja, wenn ich Ihnen sage. Ich vergöttere meine Frau. Aber gleich nach ihr vergöttere ich das Automobil. Es ist eine authentische Untreue, die ich begehe, denn die ganze Zeit, die ich dem Automobil widme, raube ich meinen ehelichen Pflichten. Und ich gestehe, daß ich ohne dieses nicht leben könnte. Ich gebe für das Automobil Geld aus, das ich für meine Frau ausgeben müßte. Ich verberge meiner Frau die Thatsache, eine der wunderbarsten Verschlingerinnen des Raumes zu besitzen. Ich entfernte mich vom häuslichen Herd unter tausend Vorwänden, um meine „Vierzigpferdige“ vollauf zu genießen. Und ich versichere Ihnen, daß ich durch die Wollust, die Wonne, die Freude, die mir das verursacht, alles vergesse; ich vergesse, ein Gatte zu sein; ich vergesse, daß mich zu Hause eine schöne, gute, liebe, treue, zärtliche Frau erwartet; ich vergesse, daß, wenn ich auf dieser schwindeligen Fahrt mein Leben einbüßte, dieses arme Geschöpf wahnsinnig werden würde. Das Geheimniß ist also unerläßlich. Meine Frau besitzt den entgegengesetzten Wahn: sie haßt das Automobil. Wenn sie nur ahnte, daß ich der Besitzer eines Automobils bin, würde sie vor Schrecken sterben. Und so erhöht die Nothwendigkeit des Geheimnisses meinen Genuß, weil ja alles, was verboten ist, einen größeren Reiz ausübt und einen größeren Werth besitzt. Wenn ich mich allein in meinen riesengroßen Wagen setze, dann fühle ich mich als den glücklichsten Menschen der Welt. Und wenn ich allein die ungeheure Maschine meinem Willen, meiner Laune, meiner Tollheit unterordne, dann stürze ich mich blitzartig in die Luft und sehe bei meinem Vorüberfausen Menschen, Thiere, Häuser, Bäume, Brücken, Flüsse, Berge vor mir fliehen, und es scheint mir, als sei ich der Herr der ganzen Welt!“

Als er dies sagte, erzitterte seine Stimme, wie durch eine furchtbare Sinneserregung. Sein Antlitz wurde bleich, verzerrt, während seine gläsernen Augen blitzten, fast wie wenn die Netzhaut elektrisch gewesen und der Strom eingeschaltet worden wäre. Unter dem kleinen goldblonden Schnurrbärtchen erbleichten seine Lippen, und sein ganzer zuckender Körper strömte eine tiefe Erregung aus.

„Und könnten Sie nicht“, fragte ich ihn ein wenig schüchtern, „diese übermäßige Leidenschaft einigermaßen zügeln? Wenn Sie sich ihr hingeben, dann setzen Sie ja Ihr Leben aufs Spiel. Ist Ihnen denn am Leben nichts gelegen?“

„Nein.“

„Und dann, ich würde, offen gestanden, wenn mir am Leben nichts läge, lieber zu einem Selbstmord Zuflucht nehmen. Es würde mir dies praktischer, einfacher, rascher erscheinen, und ich würde einen gräßlichen Tod vermeiden.“

„Ja, wissen Sie, mir ist wohl am Leben nichts gelegen; aber ich weiß sehr gut, daß ich die Pflicht habe, zu leben. Diese Pflicht habe ich als menschliches Wesen und als Gatte. Ich thue also alles mögliche, um das Bedürfniß zu fühlen, zu leben, und die Wohlthat des Lebens in würdiger Weise zu schätzen.“

„Mir scheint aber das Gegentheil der Fall.“

„Sie irren, mein Herr. Das einzige Mittel, um in würdiger Weise die Wohlthat des Lebens zu schätzen, ist dem Tode Antlitz gegen Antlitz gegenüberzustehen. Jedesmal, wenn ich im Automobil einer ernsten Gefahr entgegengehe, wird für mich die Pflicht, zu leben, weniger bedrückend, sei es auch nur für einige Tage. Und ich fühlte geradezu die Glückseligkeit des Lebens, das mir durch einen glücklichen Zufall in einer Nacht erhalten blieb, als ich auf der Straße zwischen Pisa und Florenz mit einem Theil meiner Maschine in die Luft flog, die dadurch zertrümmert wurde, daß sie gegen einen Prellstein anfuhr. Und ich habe nie verstanden, warum ich in jener Nacht nicht in Stücke zerrissen wurde. Ich war, wie immer, allein. Nach einer leichten Betäubung fand ich, daß ich zwischen den Trümmern meines Vehikels im Mondschein auf der Erde saß. Ich hatte bloß eine kleine Verletzung am Schenkel und meine Glieder schmerzten ein wenig. Der Tod war durch meinen Körper gegangen, ohne ihn zu zerstören. Ich fühlte mich gesund und meine Lungen öffneten sich zu dem tiefen Athemzuge eines vollkommen glücklichen Menschen. Ich war der Triumphator, der das Wert seiner Allmächtigkeit betrachtet. Dann schien es mir, als fähe ich das geöffnete Grab, und ich hatte die Vorstellung, als wäre ich diesem Grab entstiegen, und es schien mir, als beugte ich mich hinab, um daraus einen Lappen meines Beinkleides hervorzuziehen. Sicher ist, daß ich mich mit diesem Lappen in der Hand erhob, die Arme emporstreckte, den Lappen in die Luft warf und „Hurrah!“ rief. In dieser feierlichen Einsamkeit, in der meine Seele über die schlafende Natur hinweg mit pulsirenden Leben erfüllt war, antwortete mir ein kräftiges Echo „Hurrah!“ Noch nie hatte ich das Leben so geliebt wie in jenem Augenblick!“

Hier schwieg Herr Rudolf Sturz.

Ich wagte nicht, die Stille zu unterbrechen, die mehrere Minuten lang andauerte. Nach und nach nahm sein Antlitz wieder Farbe an. Seine Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln und seine Hände reichten mir eine silberne Cigarettendose hin: „Rauchen Sie, Herr?“

„Ich danke.“

Ich nahm eine Cigarette. Ich zündete sie an. Er that das gleiche. Und in leisem Tone begann er von neuem von seinem Lustspiel zu sprechen.

„Alles das, was ich Ihnen gesagt habe, kommt in meiner Arbeit nicht vor. Es wäre langweilig gewesen. Ich habe mich auf die Eifersucht der Gattin beschränkt. Die gute Frau weiß nichts von der Existenz des Automobils ihres Mannes, und da er sich häufig von ihr entfernt, ohne sein Wegbleiben genügend zu rechtfertigen, ist sie überzeugt, eine Rivalin zu haben. Das ist der Vorwurf des Lustspielchens. Aber es sind da noch viele sehr komische Einzelheiten, und Sie werden die Liebenswürdigkeit haben mir zu sagen, ob diese bühnenwirksam sind.“

Einigermaßen abgespannt und müde fügte ich nur wenige höfliche Worte bei und wiederholte das gegebene Versprechen. Als ich ihn so, blos um irgend ein Wort mehr zu sagen, fragte, ob er am selben Tage noch in seine Villa in Sorrent zurückkehre, da las ich in seinen Mienen, wie ärgerlich ihn diese Frage berührte.

„Ich werde in einer Stunde dort sein“, antwortete er mir stolz.

„In einer Stunde?!. . . Da müssen Sie ja fliegen!“

„Ich fahre im Automobil.“

„Nichtsdestoweniger erscheint mir eine Stunde sehr wenig.“

„Es ist eher zu viel.“

Wir verließen das Café und kamen auf die Piazza Plebiscito und ich wunderte mich, das Automobil nicht zu sehen, von dem wir so viel gesprochen hatten. Ich war furchtbar neugierig, es zu sehen. Ich hatte mir davon ein phantastisches Bild entworfen. Ich erwartete, ein gigantisches Monstrum zu erblicken, die Verbindung eines kolossalen beflügelten Vierfüßlers mit einer mastodontischen Lokomotive. Aber der Herr Rudolf Sturz errieth mein Erstaunen und sagte mir, daß das Automobil in einem nicht weit von hier entfernten Hofe stehe. Und fast, wie wenn es sich wirklich um eine geheime Geliebte gehandelt hätte, bezeichnete er nicht näher den Ort und sprach auch nicht den Wunsch aus, daß ich ihn begleite. Mit einer gewissen Verlegenheit drückte er mir eilig die Hand und entfernte sich, indem er seinen Schritt beschleunigte. Ich dachte: „Alles in allem ist der Deutsche ein Narr.“

Tags darauf las ich die Komödie. Auf diesem so gründlichen Grundstoff hatte er Szenen von einer sprudelnden Laune und einer außerordentlichen Komik aufgebaut. Als ich sie las, konnte ich mich des Lachens nicht erwehren. Die Dialoge waren zu lang. Aber mit einigen Strichen hätte die Arbeit, wie mir schien, vor der Rampe ganz außerordentlich heiter wirken müssen. Ich schrieb ihm ohne Säumen einen Brief, in dem ich meiner Meinung Ausdruck gab und von dem lebhaften Wunsche erfüllt, ihm gefällig zu sein, begab ich mich selbst auf die Post, um den Brief und das Manuskript aufzugeben. Ich näherte mich dem Postkasten als ein Zeitungsverkäufer an mir vorüberging. Ich kaufte die Morgenblätter. Einer alten Gewohnheit gemäß, die bei mir automatisch geworden ist, öffnete ich die Zeitungen, sobald ich sie gekauft hatte, um einen Gesammtblick hineinzuwerfen. Meine Augen wurden sofort von dem Titel einer Damegesnotiz gefesselt: „Automobilunglück“. Ich hatte im selben Augenblick die Ueberzeugung, daß das Opfer des Unglücks der Herr Sturz sei. Ein Schauer durchlief meinen ganzen Körper. . .

Ich hatte mich nicht getäuscht. Der Chronist erzählte in kurzen Worten, daß am Tage vorher von der Spitze von Stukari aus, auf dem Wege von Sejano nach Sorrent, ein Automobil über den untenstehenden Felsen ins Meer hinabgestürzt sei. Von der Person, die die Maschine gelenkt hatte, hatte man bloß den Hut gefunden. Und der Chronist fügte hinzu: „In weniger als einer Stunde hat sich die tragische Nachricht über die ganze florentinische Halbinsel verbreitet und die Behörden konnten mit Leichtigkeit feststellen, daß der Mann, der so elend ums Leben gekommen war, ein reicher deutscher Herr war, der in der Umgebung von Sorrent mit seiner Gattin lebte. Nähere Details in der nächsten Nummer.“

Ich fühlte, wie mir das Blut in den Adern erstarrte. Der Brief und das Manuskript, die ich in den Händen hielt, verursachten mir ein krampfhaftes Zittern. Aus diesem Papier schien mir ein todtbringendes Fluidum auszuströmen. Ich hätte mich gern davon befreit, aber ich hatte nicht das Recht das Manuskript zu vernichten. Ich zerriß den Brief und trug das Manuskript wieder nach Hause. Ich ließ eine Woche vergehen und dann, nach einigem Zögern und Ueberlegen, kämpfte ich das beklemmende Angstgefühl nieder und vollzog die peinliche Pflicht, der Wittwe Sturz die Komödie von der „Rivalin“ zu übersenden.

— Unterhaltung. Mieterin (im dritten Stock zur Köchin vom zweiten): „Was ist denn das für ein schrecklicher Spektakel bei Euch?“ — Köchin: „Ach, nichts Besonderes! Der Herr unterhält sich nur mit der Frau über's Haushaltungsgeld!“

## Jung und unbewußt.

Von Anna Petri.

„Und Du übernimmst natürlich eine Brautjungfer, Bertil!“

„Nein, bitte, sei nicht böse, Junge, aber das darfst Du mir nicht anthun. Die Parade in der Kirche, die Reden, die Festlichkeiten, alles will ich Deinetwegen ertragen, nur dabon befreie mich. Ich weiß, was es heißen will, einen ganzen Tag — oder womöglich zwei? — Pflichten gegen eine mehr oder minder verzierte und kokette junge Dame zu haben, die verlangt, daß man ihr huldigt. Ja, durchaus verlangt! Das habe ich bei Gyllenstjölds Hochzeit erfahren! Lache Du nur, aber da habe ich mir gelobt, daß es das letzte Mal sein sollte. Uebrigens bin ich nun ja auch schon zu alt dazu!“

„Komm mir ja nicht mit solchen Ausflüchten,“ lächelte der junge Leutnant. „Du könntest mit Deinen 34 Jahren sehr wohl noch selbst den Weg zur Kirche machen, und Du wirst doch wohl noch einen Walzer mit der kleinen Eva tanzen können? Denn als mein einziger naher Verwandter mußt Du Gretes jüngerer Schwester Kavaliersdienste leisten, sie ist 17 Jahre alt und ebenso wenig verziert und kokett wie — wie, nun, wie Du selbst. Sie hat eben erst die Schule verlassen und weiß wohl noch gar nicht, was huldigen heißt.“

„Nun, das ließe sich hören.“ Hauptmann Ekstrand lehnte sich bequem in seinen Sessel zurück und blies langsam den Cigarrenrauch in die Luft. „So will ich denn die 17jährige übernehmen, aber sie wird sich arg langweilen, das arme Kind.“

„Oh, sie ist nicht sehr anspruchsvoll. Sie findet alles amüsant. Aber es ist doch wirklich unglaublich, daß man Dich geradezu zwingen muß zu einer Hochzeitsfeier, einem fröhlichen Fest mit süßen Mädchen und allerlei vortrefflichen Menschen! Es wird wirklich Zeit, lieber Bertil, daß Du Dich nach einer zukünftigen Frau Oberst umsiehst.“

„Ja, wenn ich selbst Oberst sein werde. Und dann werde ich um ein korrektes Mädchen von 30 bis 40 Jahren — —“

„Also Du glaubst, daß Du Dich niemals verlieben wirst?“

„Das war einmal, mein Freund, das war einmal. Als ich 20 Jahre alt war. Doch nun ist es zu spät für mich.“

„Nun, wir werden ja sehen.“ Der Leutnant erhob sich. „Doch denke jedenfalls an Dein Versprechen. Ich gebe Dir noch über alles genaue Nachricht. Ich wünschte wirklich, daß Du Dich auf meiner Hochzeit verliebtest.“

„So, wünschtest Du? In wen denn? In Deine Braut oder in das Schulkind?“

„Nun, nun, es sind auch noch andere da. Fühle Dich nur nicht gar zu sicher!“

Er nahm lachend Abschied, und Bertil setzte sich an seinen Schreibtisch, eine neue Cigarre zwischen den Lippen.

* * *

Als Hauptmann Bertil Ekstrand die Treppe zu der eleganten Wohnung am Strandweg hinaufstieg, in der die verheirathete Schwester der Braut am Tage vor der Hochzeit ein Diner mit Ball gab, fragte er sich, was in aller Welt er wohl mit seiner kleinen Tischdame reden solle. Nordische Spiele würden sie vielleicht interessiren, das könnte für eine ganze Weile Gesprächsstoff liefern. Und Volksgesänge, und Schüler, und — —

Im nächsten Augenblick verbeugte er sich im Salon vor der Wirthin, und der Bräutigam, Leutnant Stiernerantz, stellte ihn seiner Dame vor. Er erröthete vor Ueberraschung. Eine hohe, schlanke Mädchengestalt stand vor ihm mit fröhlichen, strahlend schönen Augen und goldblondem, glänzendem Haar. Sie war in etwas Weiches, Schleppendes, Weißes gekleidet und sah lächelnd und ungenirt in sein Gesicht empor.

„Sie, Herr Hauptmann, sind der älteste Kavalier hier, und ich bin die jüngste Brautjungfer, ist das nicht drollig?“ sagte sie.

„Es ist hart für Sie, mein Fräulein, daß Sie keinen jugendlicheren Herrn bekommen haben,“ antwortete er.

„Oh, ich bin so zufrieden und dankbar.“

Sie sah ihm lachend in die Augen, und er fühlte sich ganz unerklärlich froh.

Das Mittagessen war festlich und heiter. Die frischen jungen Gesichter alle schmückten die Tafel um die Wette mit den Blumen, dem Silber und Krystall. Bertil befand sich in einer Feststimmung wie seit Jahren nicht. Fräulein Eva erhielt die Unterhaltung in Fluß. Er warf nur hier und da ein paar Worte ein, sah sie aber fast beständig an. Ein so junges Mädchen ist doch etwas Entzückendes, dachte er. Wie fröhlich und wie vollkommen ungekünstelt sie sich gab. Es schien beinahe, als kenne sie ihn schon jahrelang. Beim Dessert legte sie plötzlich die Hand auf seinen Arm.

„Herr Hauptmann, Sie dürfen mich nun aber nicht lästig finden, wollen Sie mir das versprechen? — Ich fürchte so sehr, daß ich heute Abend gar nicht tanzen werde, ich kenne die Herren so wenig — wollen Sie nicht ein paar Tänze, vielleicht drei, mit mir tanzen?“ Und bittend neigte sie den Kopf zur Seite.

„Darüber brauchten Sie nicht unruhig zu sein, mein Fräulein,“ sagte er lächelnd. „Aber nun gehören Ihrem Versprechen gemäß drei Tänze mir, denken Sie daran, wenn sich die Herren Leutnants auch noch so sehr um Sie bemühen.“

„Ja, das will ich gewiß thun. Hier habe ich ein Programm,“ sie zog eine Karte mit Goldrand aus dem Gürtel und reichte sie ihm.

„Außer dem ersten Walzer, auf den ich als Ihr Herr ein Recht habe!“ sagte er, schrieb seinen Namen bei zwei Boston und einem Pas d'Espagne ein und lächelte ihr zu. Sie war doch ein zu entzückendes Kind.

Bertil Ekstrand merkte selbst, wie zerstreut er war, wenn er mit einer anderen Dame als mit ihr tanzte. Unaufhörlich suchten seine Blicke die schlanke weiße Gestalt, und als er vor ihr stand, um Abschied zu nehmen zum unwiderruflich letzten Mal, da fühlte er, daß er sich niemals so sehr nach etwas gesehnt hatte, wie nach dem nächsten Tage, wo sie sich zur Hochzeit wieder treffen sollten.

„Wie reizend, wie entzückend amüsant war es heute, Herr Hauptmann,“ sagte sie. „Wie ich mich auf morgen freue!“

Anstatt heimzukehren und zu Bett zu gehen, streifte Bertil eine lange Weile in den Straßen umher. Er hätte ja doch nicht schlafen können und verlangte danach, seine Gedanken und Gefühle zu regeln. War er im Begriff, sich zu verlieben? Das wäre ja ganz widersinnig! In ein Kind, viel zu jung für ihn! Nein, so schlimm war es noch nicht. Wenn er sie morgen wiedertreffen und etwas näher kennen lernen würde, würde er wohl geheilt sein. Oder doch seiner Sache sicher. Morgen, ja! Gott sei Dank, daß es nicht länger dauerte, bis er ihr wieder begegnete!

* * *

Am Tage nach der Hochzeit schrieb Eva an ihre beste Freundin:

Liebste kleine Lisa!

Du bist gewiß sehr neugierig, von unseren Festlichkeiten zu Gretas Hochzeit zu hören. Das war ein Leben, wie Du Dir denken kannst. Ich hatte mir vorgenommen, mir einen rechten Spaß zu machen, und das that ich dann auch. Mein Kavalier, Bertil Ekstrand, Vetter meines Schwagers, Artillerist, Hauptmann, ernst, dunkel, groß, stattlich, war, wie es die Unterzeichnete beschlossen hatte, über beide Ohren verliebt in sie. Du weißt, wenn ich mir etwas vorgenommen habe, so —!

Ja, es packte ihn also sofort bei der Vorstellung bei Lindemanns vorgestern; ich war so recht tindlich. Du weißt ja, das schlägt bei älteren Herren meistens an. Als er mich gestern zur Kirche abholte — jedes Paar fuhr im besonderen Wagen —, strahlte er, als ich erschien. Du hättest das sehen müssen. Ich war natürlich süß, hellgrüner Crepe de Chine mit Spitzen, für alle Brautjungfern gleich, aber mich kleidet das ganz besonders. Er sah mich auf dem ganzen Wege zur Kirche an, als wollte er mich auffessen und mochte mich gar nicht wieder loslassen, als er mir aus dem Wagen half. Die Kirche war entzückend dekorirt und mit Menschen vollgepfropft. Greta war süß und weinte pflichtgemäß ein wenig. Nach dem Diner wurde wieder getanzt. Allen Leuten fiel es auf, wie mein Hauptmann sein Herz offenbarte, und ich selbst fürchtete einen Moment fast, daß er im Begriff stand, um mich zu werben. Es war in einem kleinen, halbdunklen Blumenzimmer zwischen zwei Tänzen — die Sache war sehr heiß, glaube mir's, doch glücklicherweise hat er sich noch beherrscht. Das wäre ja sehr unangenehm gewesen.

Papa wünscht scheinbar, daß ich ihn nehme, und Greta will es auch, aber Du weißt ja, daß ich nie einen anderen gern haben kann als ihn. Wenn ich ihn nicht bekomme, so heirathe ich gar nicht. Doch das mit dem Hauptmann war wirklich entzückend! Adieu für heute, Liebste. Du hörst also, daß es wundervoll war, wunderboll amüsant.

Deine kleine Evie.“

Und Bertil Ekstrand träumte von der Stunde, da ihr junges Herz erwachen und er ihre herrlichen klaren Kinderaugen voll Verständniß aufleuchten sehen würde, wenn er ihr sagte, wie lieb sie ihm geworden sei. Sacht und zärtlich behutsam wollte er es ihr sagen, damit sie nicht erschrecke.

Wenn er geahnt hätte!

### Zerstreut.

Der Herr Professor ist schwer erkrankt und der Todesengel findet sich zu seinen Häupten ein. Schluchzend knieen die Angehörigen am Schmerzenslager, und mit schwacher Stimme segnet sie der Sterbende. Dann lehnt er sich im Bett zurück und starrt nachdenklich vor sich hin. Plötzlich wirft er mit allen Zeichen der Unruhe die Kissen zurück, steigt aus dem Bett und greift nach Bekleidungsstücken. Sanft drängt ihn seine weinende Gatin zurück. Einen Augenblick sieht sie der Professor verwundert an; da fallen seine Blicke auch auf die übrigen Leidtragenden. Er legt den Finger an die Nase, steigt dann ruhig wieder ins Bett und mit den Worten: „Das hätte ich beinahe vergessen“, macht er die Augen zu und stirbt.

### Sehr einfach.

„. . . Sie sagen doch selbst, Herr Baron, Sie hätten sehr gute Augen — weshalb tragen Sie dann ein Monocle?“

„Mit dem einen Auge seh' ich, mit dem andern imponir' ich!“

— Nachwirkung. „Warum ist denn diesen Abend Studiosus Schnackler — gar, gegen sonst — so auffallend ruhig?“ — „Er hat vor vierzehn Tagen sein Examen gemacht — und da schweigt er immer noch!“

### Rheinländer Humor.

Besuch: „Jötte, Jötte! gik, wat dat Gind für'n Watterkopp hot!“

Jötte: „Wat für'n Gind?“

Besuch: „Dat, mit de blonde Hoor!“

Jötte: „Det is jo mien Gind!“

Besuch: „Det, mit'n Watterkopp, is din Gind? Steht'n ab'r jut!“

— Unverfroren. Wittwe: „Sie haben doch meinen verstorbenen Mann nur sechsmal besucht, und hier stehen sieben Besuche!“ Kurpfuscher: „Na, ich war doch auch mit zur Beerdigung!“

— Dilemma. Arzt (vor dem Krankenlager eines Pantoffelhelden): „Da ist guter Rath theuer! Verbiet' ich ihm's Bier, nimmt er sich einen anderen Arzt, verbiet' ich's ihm nicht, nimmt sie einen anderen Arzt!“

### Das Orakel.

Schuster (den der Schuldner eben mit der Aussicht auf eine reiche Heirath getröstet, eine Orakelblume zupfend): „Sie liebt ihn . . . nicht . . liebt ihn . . . nicht . . . liebt ihn! . . Na, da wollen wir ihm in Gottesnamen die Stiebel noch emal machen!“

— Seufzer. Komponist (zum Freunde): „Gestern bei der Premiere meiner Oper noch nie dagewesene Niederlage erlitten. . . sogar 's Orchester hat nach den Altschlüssen mitgepfiffen!“

— Aus einer Reisebeschreibung. In dem Coupé herrschte eine derartige Schwüle, daß keine Unterhaltung aufkommen konnte; als aber ein Reisender einstieg, der lustige Schnurren zu erzählen wußte, war plötzlich das Eis gebrochen.

### Reflexion.

Rauflustiger Bauernbursche (welcher von einigen anderen tüchtig gebläut wurde, als er mit total zerfetztem Gewande, abgetrissenem Ohr und einer Menge Verletzungen dasteht): „Na und da heißt's immer . . . viel Feind, viel Ehr'!“